

Forschungsberichte

Kritische Bemerkungen zu einer Darstellung der böhmischen Geschichte¹

Der Klappentext zu dem Band „Die West- und Südslawen“ verheißt Erkenntnisse über das Wesen der slawischen Völker, womit der Verlag freilich über das Ziel schießt und auf die romantische Völkerpsychologie zurückgreift. Aber die Autorenliste beider Bände verspricht hervorragende Beiträge. Wir sind zunächst nicht ungehalten, unter einer Reihe bekannter Wissenschaftler auch einen Namen aus der Belletristik zu finden, denn die Vorstellung lockt, gerade die tschechische Geschichte, jenen Zankapfel der mitteleuropäischen Historiographie, einmal als schöne Literatur zu genießen.

Urzidil erwartet zwar mit den ersten Worten seines Beitrages, die Unzufriedenheit aller zu erregen, doch mag er sich wundern, warum: Nicht weil er ihre Tabus angriff, so daß die Vorwürfe von verschiedenen Seiten einander aufhoben; was man ihm vorwerfen kann, ist vielmehr allseitige Nichtachtung der Fachliteratur. Man brauchte nicht unbedingt neueste Forschungsergebnisse in seinem Beitrag zu suchen; doch darf man mit gutem Recht eine Berücksichtigung gängiger Handbücher erwarten. Was Urzidil statt dessen bietet, fußt augenscheinlich auf Palacký aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (3. Auflage 1878) und — auf Goethe.

Sein Beitrag gilt der tschechischen und slowakischen Geschichte bis 1918. Den Slowaken aber hat Urzidil nur zweieinhalb Seiten gewidmet. Freilich folgt er damit nur dem Beispiel einiger tschechischer Übersichtswerke aus den dreißiger und vierziger Jahren, die sich im Rahmen einer „tschecho-slowakischen“ Darstellung ähnlich verhalten.

Kleine und erst in der Häufung bemerkenswerte Irrtümer des Verfassers zeigen sich an der längst abgelegten Fehlübersetzung „Hermann“ für den Cheruskerfürsten, von dem nun einmal nur der römische Name „Arminius“ überliefert ist (S. 116), an der Herkunftsangabe „Südrußland“ für die Cimbern (S. 116) und an der wiederholten Bezeichnung „Tschechen“ für sämtliche Slawen in Böhmen, auch schon vor der p̄emysliden Hegemonie. Mehr amüsant sind Hinweise auf eine ursprüngliche, schon von Goethe erschlossene Gynäkokratie in Böhmen, die allen Ernstes mit dem sagenhaften pontischen Amazonenreich in Verbindung gebracht und mit einer gewissen Hartnäckigkeit gar bis ins 10. nachchristliche Jahrhundert verfolgt wird (S. 122). Niemand glaubt mehr an eine Studentenzahl von 5—7000 bei der Prager Universitätsgründung (S. 137); die Barocketymologie des Personen- und Ortsnamens „Nepomuk“ müßte als solche gekennzeichnet sein, sonst hält man sie womöglich für richtig (S. 140); unter Harassers Rektorat (1403) stand Hus noch lange nicht „an der Spitze der böhmischen Universitätsnation“, er war noch nicht einmal unter seinen wiklifistischen Gesinnungsfreunden führend (S. 144); ebenso hat Žižka 1419 den berühmten Sturm auf das Neustädter Rathaus nicht „geleitet“ (S. 147); auch gab es im nächsten Jahr am Vítkov keine Vernichtungsschlacht

1) Johannes Urzidil, Die Tschechen und Slowaken. In: Die Welt der Slawen. Bd I, Die West- und Südslawen. Hrsg. von Hans Kohn. Fischer-Bücherei Nr. 340, Frankfurt 1960. S. 113—205. DM 3,30.

(S. 149); auf dem Landtag zu Tschaslau aber bekannten sich die mährischen Stände sehr wohl zu den vier Artikeln, dem Hussitenprogramm, sie distanzieren sich nur unter dem Hinweis auf ältere Verpflichtungen von einer sofortigen Absetzung Sigmunds und baten um eine gehörige Absagefrist (S. 150); König Vladislav II. hat keine bäuerliche Leibeigenschaft „ausgelöst“ (S. 157), obwohl man die hochadelige Politik seiner Zeit bis vor kurzem in einem ähnlichen Sinn gedeutet hat, freilich, ohne den machtlosen König dafür haftbar zu machen; die Joachimsthaler Münzprägung kann man nicht als „erste Silbertaler Europas und Vorläufer des Dollar“ bezeichnen (S. 158), denn der „Joachimsthaler“ steht mitten in einer langen Reihe europäischer Silbermünzen, die bis zu Karl dem Großen zurückführt. Nur der Name „Taler“ kam mit dem böhmischen Fund- und Prägeort in Umlauf, und der hat dann dem amerikanischen Dollar zu seiner Bezeichnung verholfen. Unbedeutend wie die vorige ist zwar auch noch jene Korrektur, daß sich 1618 nicht der zweite, sondern schon der dritte historische Prager Fenstersturz ereignet hat; aber mit Nachdruck muß man sich gegen den Satz verwehren, es sei „das Sudetendeutschtum bedauerlicherweise auch zur Wiege des mit dem Namen Georg von Schönerers verbundenen alldeutschen Radau-Nationalismus geworden“ (S. 196). Wohl hat Urzidil hier die Kennzeichnung einer politischen Richtung nicht übel getroffen, doch wälzt jener Satz eine ungeheuerliche Verantwortung auf die politische Vergangenheit der Deutschen in Böhmen und Mähren, macht sie zu Urheber, wiewohl sie in Wirklichkeit nur Nachbeter und Mitläufer der alldeutschen Bewegung aus dem Bismarckreich gewesen sind. Auch in die letzten Sätze seiner Darstellung hat Urzidil schließlich noch einen Irrtum verwoben: Bei der tschechischen Besetzung der deutschen Randgebiete 1918 gab es nämlich nicht 52 Tote, sondern keinen einzigen. Die Besetzung vollzog sich fast widerstandslos. Eine entsprechende Verlustzahl hingegen war nach der bekannten deutschen Demonstration für das Selbstbestimmungsrecht vom 4. März 1919 zu beklagen. Es wird deutlich, daß Urzidil nicht immer nur kleine Fehler mit leichter Hand zu Papier gebracht hat.

Auch im weiteren Zusammenhang sind seine Auskünfte ungenau, mißverständlich oder gar irreführend. Da ist zunächst Herzog Wenzels Todesdatum: Urzidil bemerkt, daß es „offiziell mit 929, von anderen mit 935 angegeben wird“ (S. 122). Und ohne sich darum zu kümmern, daß man seit geraumer Zeit und nach ausführlicher Quellenkritik eben doch das Datum von 929 für das treffende hält (W. Wostry², F. Dvorník³; dagegen nur P. Hirsch und H. E. Lohmann in den Anmerkungen zu ihrer Widukind-Ausgabe von 1935), erklärt Urzidil eine achtjährige Regierungszeit Wenzels (921—929) für allzu kurz, und „da Wenzels Christentum gewiß eine der Ursachen seiner Ermordung war“, skizziert er ein Bild von der heidnischen Reaktion des „Kainscharakters“ Boleslavs. Hier wird die Datenfrage wichtig: während Dvorníks Quelleninterpretation in den Schluß mündet, daß Boleslav in die Lebensverpflichtungen des getöteten Bruders eintrat und bis zu König Heinrichs Tod

2) W. Wostry, Drei St.-Wenzels-Studien. In: Jb. d. Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen III, 1930—1933.

3) František Dvorník, The Making of Central and Eastern Europe. London 1949.

936 darin verharrte, um erst nach diesem „Herrenfall“ gegen Heinrichs Nachfolger zu opponieren, rückt die Annahme eines späteren Datums den Familienzwist in die Alternativen der großen Politik. Hier eilte Urzidil aber ausnahmsweise wirklich der Forschung voraus: das Todesdatum Wenzels I. wurde nämlich erst kürzlich tatsächlich in seinem Sinne korrigiert⁴; allerdings mit feineren Konsequenzen. Denn den politischen Widerstand Boleslavs gegen den deutschen König wird man nun wohl annehmen müssen, aber Urzidils Dualismus von Kain und Abel bleibt ein Märchen.

Drahomira, die Mutter Wenzels, kennzeichnet Urzidil als „leidenschaftliche Gynäkokratin“ (S. 122). Während Boleslav seinen Bruder als „germanophilen Vasallen und verrückten militaristischen Trunkenbold verketzerte“, förderte Drahomira „diese Lügenpropaganda“. Hier übertrifft Urzidil die Quellen an Genauigkeit. Auch die späteren přemyslidischen Fürstengestalten versieht er mit eigenwilligen Deutungen. An Herzog Ulrich (1012—1034, nicht bis 1037!) fesselt ihn durchaus nicht eine zielbewußte, in gewaltigen Kämpfen mit Kaiser und Polenkönig entladene, endlich gescheiterte politische Energie, sondern „sein Regime gewann Reiz vermöge des intimen Details seiner Heirat mit einer edelbürtigen Najade namens Božena, der er jagend an einem Waldgewässer begegnete“ (S. 125). Urzidil macht Soběslav I. zum Widerstandskämpfer gegen die Lehensbindungen an das Reich (S. 126). Über den wahren Sachverhalt hätte er sich ausführlich bei W. Wegener⁵ informieren können. Aber auch die treffliche Československá vlastivěda Bd IV von 1932 hätte genügend Auskunft geliefert. Soběslav kämpfte nämlich nicht gegen den deutschen König, weil er kein Lehen nehmen wollte, sondern weil sein Nebenbuhler Otto von Olmütz bei König Lothar Zuflucht und Unterstützung gefunden hatte. Als Soběslav ein deutsches Heer abgewehrt hatte und Otto dabei ums Leben gekommen war, sah er kein Hindernis, von Lothar sein Land zu Lehen zu nehmen, und V. Novotný⁶ bemerkt in der erwähnten Československá vlastivěda ausdrücklich, daß sich Soběslav dieser Lehensnahme niemals widersetzt habe. Seitdem hätte es zwischen Lothar und Soběslav ein tatkräftiges Einvernehmen gegeben (S. 38). Aber Urzidil sieht die Dinge anders. Er schreibt, ungewiß warum, Soběslav habe den deutschen König gezwungen, die tschechische Unabhängigkeit anzuerkennen, doch hätten sich einige Jahre später nach seiner Ernennung zum Erbmundschenken des Reichs „die Kontraste gemildert“ (S. 126).

Für die Folgezeit bildet nach Urzidils Meinung Stifters Witiko eine ganz treffliche Darstellung, und niemand wird es als Herabsetzung des großen Dichters betrachten, wenn wir diese Folgezeit deshalb überschlagen. Überhaupt hält es Urzidil mehr mit den Dichtern als mit den Gelehrten: es mag den Literaturfreund unterhalten, für den Leser eines sachlich orientierten Übersichtswerkes bietet es aber eine Überraschung, von der „Akririe der Geschichtsforschung“ zu erfahren, welche die Bedeutung eines mährischen Mongolensieges 1241 schmälern wolle, was Goethe jedoch „nur ungern zur Kenntnis nahm“ (S. 128). Bei Přemysl Otokar II. begegnen uns dann erläuternde Grill-

4) Zděnek Fiala in: Sborník historický 1962, S. 4—65.

5) W. Wegener, Böhmen, Mähren und das Reich im Hochmittelalter. Würzburg 1959. S. 71 mit Quellen.

6) Václav Novotný, České dějiny I, 1. [Böhmische Geschichte.] Prag 1912.

parzerverse. Auch die letzten Přemysliden müssen einiges unter Urzidils Feder erleiden: denn da verzichtet Wenzel II. angeblich auf die ungarische Königskrone, „weil ihn die Last dreier Kronen schreckt“ (S. 132). Aber tatsächlich hatten die Ungarn eben nicht ihn, sondern seinen Sohn zum König gewählt, der nämlich mit einer Tochter des letzten Arpaden verlobt war. Dann aber trennt der Verfasser noch die Mutmaßungen über den gewaltsamen Tod Wenzels III. nach nationalen Stellungnahmen. „Die Tschechen“, so schreibt er nämlich, hätten König Albrecht von Habsburg dahinter vermutet, eine österreichische Chronik hingegen beschuldigte den böhmischen Adel (S. 132). In Wirklichkeit lassen sich die Quellenaussagen aber nicht nach nationalen Fronten gruppieren.

So unbefriedigend wie der Abschied, den er damit den Přemysliden bereitet, so ungenau sind auch die Angaben, mit denen er die nächste Dynastie empfängt. Die Auseinandersetzung Heinrichs von Kärnten und Rudolfs von Habsburg um die böhmische Krone wird entstellt, und bald sind wir bei der bekannten Geschichte vom Luxemburger Johann, dem vagierenden Haudegen, dessen Tod bei Crécy dann freilich eine dramatische Szene abgibt. Dabei hat Urzidil nicht nur übersehen, daß sich für die königliche Reiselust aus dem gespannten Verhältnis Johanns zu seiner Frau, einer Přemyslidentochter, noch ein trefflicher Aspekt im Sinne seiner munteren Betrachtung der Zeitläufte ableiten ließe; er hat auch den vitalen Politiker in König Johann verkannt, welcher der böhmischen Krone recht handfesten Landgewinn und einen vielleicht nicht gar so abwegigen Plan zu einer neuen Hegemonialstellung einbrachte. Den Machtpolitiker hat er auch in Johanns Sohn, in Karl IV., nicht beobachtet, der mit zielbewußter Eleganz erreichte, was seine Vorgänger vergeblich angestrebt hatten, trotz mancher weisen Nachgiebigkeit aber stets einen wachen Sinn für machtpolitische Akzente nach außen und im Lande offenbarte. Immerhin wird hier der kulturelle Aufschwung mit bekannten Hinweisen gewürdigt und am Ende ein Superlativ gesetzt, über den sich schwer diskutieren läßt.

Damit haben wir aber jenen Zeitraum der böhmischen Geschichte schon überschritten, den man nach älteren Quellendeutungen in einer vordergründigen Faktizität zusammenzufassen pflegt, ohne daß sich Urzidil hier um moderne Fragestellungen bemüht hätte. Nun führt uns der Autor zu einem bunteren Gemälde, zur Hussitenzeit (S. 140—152). Seine Darstellung wird breiter: daher nehmen jetzt die kleineren und größeren Irrtümer mehr Raum ein. Nach einigen Fehltritten zur Hus-Biographie heißt es da etwa zum Jahre 1419: „Klar war es . . . daß es vor allem den Taboriten zufallen mußte, der Bewegung auch machtmäßig Nachdruck zu verleihen“ (S. 147). Klar war nichts weniger als dies. Urzidil zeigt hier völliges Unverständnis für die innere Auseinandersetzung während der Revolution, für die traditionelle Überlegenheit des Hochadels, die wachsende Machtstellung und den hauptstädtischen Vorranganspruch der Prager und für die ursprünglich buchstäbliche Mittellosigkeit der taboritischen Bauernhaufen, die sich im ersten Revolutionsjahr nur allmählich zu einigem Ansehen emporarbeiteten, ihre volle Machtstellung jedoch erst ein volles Jahr später entfalteten. Das Basler Konzil, um eine lange Liste abzukürzen, ist von Prokop dem Großen und seinen Anhängern durchaus

nicht in einer „Stimmung der brüderlichen Demut und Duldung“ beschieden worden, wie Urzidil erklärt (S. 152): das Land war vielmehr ruiniert und rief nach Frieden; die öffentliche Disputation aber, die den Hussiten in Basel zugesagt worden war, bedeutete die Erfüllung ihrer ersten und ursprünglichsten Forderung. Prokop ging eigentlich als Sieger nach Basel. Dieses Gefühl war freilich trügerisch. Was dann aber nach der innerböhmischen Auseinandersetzung von den kriegsumwitterten Feldgemeinden noch übrigblieb, das kehrte sich keinesfalls „jenem stillen geistlichen Leben“ zu, „aus dem später die Brüdergemeinden Böhmens, Mährens und Schlesiens hervorgehen sollten“ (S. 153), sondern kämpfte weiter: im Lande, in der Slowakei, in Siebenbürgen. Die Brüdergemeinden sind aus ganz anderer Wurzel erwachsen. Zwar stand Chelčický lange in gutem Kontakt mit den Taboriten, doch hielt er sich mit seinen Getreuen von vornherein in konsequentem Pazifismus von allen Weltgeschäften fern, und diese Linie haben die Taboriten auch nach 1434 nie bezogen. Sie arrangierten sich statt dessen, soweit sie in ihre feste Stadt zurückkehrten, mit den daheimgebliebenen, viel friedfertiger gesinnten Mitbrüdern, und Tábor wurde schließlich von Sigmunds Gnaden zur königlichen Stadt erhoben.

Unbelehrt gibt sich der Autor mit der Bemerkung, die Adelsoligarchie hätte im 16. Jh. „ihre Kräfte damit vertrödelt“, „den Bürgern Braurechte abzujagen“ (S. 157 f.). Er fügt hinzu: Bier sei immer ein wichtiges böhmisches Daseinselement gewesen. Hier geht es aber um einen ernsten Sachverhalt, den man nicht mit leichtflüssiger Ironie verdünnen sollte. Im Zugriff nach einem Veredelungsprozeß zur Steigerung der Getreideproduktion steckt nämlich eine wichtige Neuentwicklung der böhmischen Wirtschafts-, und im Übergang zur gutsherrlichen Eigenregie, der sich unter anderem auf diese gesteigerte Getreideproduktion stützte, ein Charakteristikum der zeitgenössischen Sozialgeschichte. Urzidil hätte das bei F. Hrubý⁷ und neuerdings bei F. Matějka⁸ studieren können.

So „schwoll“ denn auch dem habsburgischen Böhmenkönig Ferdinand (übrigens nicht nur durch einen „verhängnisvollen Wahlakt“, sondern wenigstens von seinem Aspekt aus auch mit Erbansprüchen zum Thron gekommen) nicht erst nach dem Sieg seines Bruders Karl V. im Schmalkaldischen Krieg „der Kamm“ (S. 159), sondern er verfolgte eine ganz konsequente Politik: die entscheidende Landtagsversammlung begann am 19. April 1547, und von Anfang an traten seine Kommissare den Ständen mit entsprechenden Forderungen gegenüber, freilich in der Hoffnung auf einen kaiserlichen Waffenerfolg. Als einige Tage später die Nachricht vom Sieg Karls V. tatsächlich eintraf, waren es die böhmischen Stände und nicht der König, die ihre Haltung unter dem Eindruck dieser Nachricht revidieren mußten. Der König hingegen „war im

7) František Hrubý, *Z hospodářských převratů českých stol. XV a XVI*. [Über die wirtschaftlichen Umwälzungen in Böhmen im 15. und 16. Jh.] Brünn 1924.

8) František Matějka, *Feudální velkostatek a poddaný na Moravě s přihlédnutím k přílehlému území Slezska a Polska*. [Der feudale Großgrundbesitz und der Untertänige in Mähren unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebiete von Schlesien und Polen.] Prag 1959.

Sieg geradeso vorausschauend wie in der Zeit der Unsicherheit und des Kampfes“, sagt O. Odložilík in der schon zitierten Československá vlastivěda (S. 361). Aber Urzidil ließ sich in seinen Deutungen dadurch nicht beirren. Er führt sie fort: „1567 setzten die böhmischen Herren selbst die (Basler) Kompaktaten außer Kraft“ (S. 160). Natürlich meint man mangels jeglicher Erläuterung, es handle sich hier um einen Rückzug der Utraquisten von mühsam erkämpften Zugeständnissen. In Wirklichkeit muß man diesen Satz bei R. Říčan vervollständigen: . . . weil sie sich durch diese Streichung „Bewegungsfreiheit“ von den „längst zum Hemmschuh einer wahren Reformation gewordenen“ Bestimmungen „verschaffen wollten“.⁹

Brechen wir hier ab. Denn was sich von den drei neueren Jahrhunderten auf den letzten vierzig Seiten der Darstellung noch findet, gilt der Epoche des Rückzugs der böhmischen Geschichte aus politischen Entscheidungen und mangelt nun einer klaren Darstellungslinie. Hier müßte man eher die Versäumnisse kritisieren: die Kunst- und Literaturgeschichte des Barock, die Geistesgeschichte des gelehrten Patriotismus der Aufklärung, die Geschichte der Industrialisierung, der demokratischen Parteien fehlen entweder oder sind viel weniger einprägsam geraten als die Abschnitte, in denen Urzidil mit kräftigen Strichen Porträts und dramatische Szenen entwarf. Zwar sichert er noch ein paar kontrastreiche Effekte bei den Skizzen über die deutsch-tschechische Auseinandersetzung im 19. Jh., doch fehlen an anderen Stellen auch in diesen Kapiteln nicht die gefährlichen Vereinfachungen oder der Bezug auf längst überholte Geschichtsvorstellungen, zum Beispiel: „Das alles kennt man aus historischen Berichten und mehr oder weniger aus Schillers Trilogie . . .“, heißt es zur Persönlichkeit Wallensteins (S. 175). Vom kaiserlich-katholischen Sieg am Weißen Berg lesen wir: „ . . . der in Rom mit so rauschenden Festen gefeiert wurde, daß Papst Paul V. vor lauter Begeisterung einem Schlaganfall erlag. Um aber der Madonna zu danken, ließ der Kaiser auf dem Prager Ring am 21. Juni 1621 ein Blutgericht ohne Beispiel veranstalten . . .“ (S. 170).

Im großen und ganzen schildert Urzidil die Geschichte des tschechischen Volkes, als ließe sich Begriff und „Wesenheit“ unverändert ein Jahrtausend lang voraussetzen: so wenig er die Verschmelzung der böhmischen Slawenstämme unter der Vorherrschaft der Tschechen im 9. und 10. Jh. erwähnt, so sehr setzt er schon 1280 beim „tschechischen Landvolk“ (nicht nur beim Adel) nationale Ressentiments in Rechnung (S. 131) und registriert für das 17. Jh.: „Die Tschechen waren ein unpolitisches Volk geworden“ (S. 177). Um 1782 nennt er den Grafen Nostitz-Rieneck „zwar nicht geradezu tschechisch, aber böhmisch-patriotisch“, als wenn eine solche Haltung in jener Zeit nicht durchaus die Regel gewesen wäre. Was Urzidil solcherart für alle Zeiten in Rechnung stellt, eine selbstbewußte Nation, das hat auch ganz den romantischen Begriffsgehalt angenommen. Es ist gar kein Zufall, daß er sich hier im Jahre 1960 auf Woltmanns Schrift vom Jahre 1815 bezieht¹⁰; der definierte den tschechischen Volkscharakter nämlich als ein „Nebeneinander heftigen Unge-

9) Rudolf Říčan, Das Reich Gottes in den böhmischen Ländern. Dt. Ausg. Stuttgart 1957. S. 108.

10) K. L. v. Woltmann, Inbegriff der böhmischen Geschichte. 1815.

stüms und kriegerischen Sinns und einer harmonischen, fast lässigen Sanftheit und lebhaften Phantasie“, und Urzidil meint hierzu ganz ernsthaft, dieses Doppelpheänomen ließe sich an der Musik, Kunst und Literatur der Tschechen sehr eindrucksvoll erweisen (S. 114), erweist es aber nicht.

Die dichterische Schau bedarf keiner Widerlegung. Es sind im übrigen manche sympathischen Nebengedanken in dem Buch zu finden, Gedanken, die man gern in den Erinnerungen eines guten Böhmen läse, der sich auch während gehässiger Nationalitätenkämpfe bewahrt hat, was man für eine echte böhmische Tradition in Anspruch nehmen kann: eine lebhaft, vielleicht vor-schnelle, aber im Grunde gütige Teilnahme an der menschlichen Komödie. Nur in diesem Handbüchlein hätte sich diese Haltung nicht demonstrieren dürfen. Denn es gibt keine neuere tschechische Geschichte, weder groß noch klein, in unserer Sprache, ja es gibt nicht einmal eine empfehlenswerte Darstellung in der westlichen Literatur. Ein brauchbares Kompendium zur knappen Einführung hätte man aber gerade in jenem Fischer-Band eigentlich erwartet.

Ferdinand Seibt

Polen im Querschnitt

Jahrbuch für Politik und Wirtschaft¹

Die Kompliziertheit aller Lebensvorgänge eines Volkes im öffentlichen Bereich und die Vielgestalt des Organismus eines im Neuaufbau begriffenen Staatswesens veranlassen eine Dokumentation, die zusammenfaßt, klärt und informiert. Eine Arbeitsgemeinschaft des polnischen Staatlichen Wirtschaftsverlages in Warschau hat, diesem Bedürfnis folgend und in Fortführung des für das Kriegsjahr 1939 letztmals erschienenen „Rocznik Polityczny i Gospodarczy“, in neuer Auflagenfolge unter demselben Titel ein Staatshandbuch erarbeitet, das seit seiner Wiedereinführung im sozialistischen Polen im Jahre 1958 nunmehr in der fünften Folge vorliegt. Für das — wie sich aus dem Vorwort ergibt — unter Inanspruchnahme und mit Hilfe vieler Behörden, Institutionen und Organisationen, besonders des Amtes des Ministerrates und des Statistischen Hauptamtes in Warschau, entstandene Jahrbuch 1962 zeichnen als Redaktionskomitee Tadeusz Galiński, Józef Kofman, Eugenia Krzeczowska und Kazimierz Secomski. Die einzelnen Artikel des Jahrbuches sind mit dem Namen des jeweiligen Vfs. versehen, woraus sich das Bild einer sehr umfanglichen Mitarbeiterschaft ergibt.

Der Inhalt ist in neun Hauptteile gegliedert: Teil 1: Land, Volk, Staat (S. 15—173); Teil 2: Die Volkswirtschaft (S. 174—420); Teil 3: Soziale Fürsorge und Gesundheitsschutz (S. 421—449); Teil 4: Bildung, Wissenschaft, Technik (S. 451—574); Teil 5: Kultur (S. 575—710); Teil 6: Sport und Reiseverkehr (S. 711—728); Teil 7: Die Wojewodschaften (S. 729—864); Teil 8: Die Städte (S. 865—958); Teil 9: Die Beziehungen zum Ausland (S. 959—996).

1) Rocznik Polityczny i Gospodarczy. 1962. Hrsg. von Tadeusz Galiński [u. a.]. Państwowe Wydawnictwo Ekonomiczne, Warszawa [Warschau] 1962. 1019 S., 15 Bildtaf., 2 kol. Faltktn. Gln. Zł. 90,—.